

1

Der lange Weg nach Hause

Glaube, Liebe, Hoffnungslosigkeit oder: die Kindheit ist ein Paradies, das Paradies ein Privatgrundstück, das Universum ein Einkaufszentrum. Die Wahrheit ist ein hartes Brot, vielleicht gibt es deshalb häufig süßen Keksbrei. »Dem Himmel so nahe« ist nur die Aufschrift auf einem Werbeplakat. Die Häuser sind so hoch, dass man niemals sicher sein kann, wer ganz oben wohnt. Weil Philine noch nicht weiß, was sie ist, ist sie alles, was sie will. Die Wirklichkeit ist das, was übrig bleibt, wenn man die Augen wieder aufmacht. Und die Liebe? Wie die Wahrheit: nicht immer einfach.

Philine Blank war ein Kind wie viele andere. Ein kleines bisschen anders vielleicht. Also doch wie alle anderen. Philines Eltern gehörten zu jener bedauernswerten Sorte Menschen, die alles richtig machen wollen. Das ist ein edles, letztlich jedoch selten von Erfolg gekröntes Unterfangen, bei dem so manches schiefgehen kann. Dass André und Vivienne von Kindern nur wenig verstanden, hatte sie nicht davon abgehalten, eines in die Welt zu setzen. Da saß es nun und sah, mit einigem Erstaunen, dem Treiben zu. Es war ein Kind, das häufig lachte, nicht laut und ausgelassen, nein, still und leise lächelte es vor sich hin, und es war schwer zu sagen, was genau ihm dieses Vergnügen bereitete, ob es ein Gedanke war, der ihm zugeflogen kam, eine Begebenheit, an die es dachte, oder einfach nur da zu sein, jetzt, auf diese Weise, auf dieser Erde und sich nichts Schöneres vorstellen zu können. Was denn so lustig sei, was es denn immerzu zu lächeln gebe? Sie suchten vergeblich, da der Grund seines Vergnügens in dem Kind selbst verborgen lag, darin, wie es die Welt anzuschauen verstand. Später kann das kaum noch einer, erinnert sich nicht einmal mehr, wie es gewesen sein musste, als das Leben noch neu und unbekannt und alles – selbst das Traurige! – eine große, große Freude war.

Als Philine ein Jahr alt war, lernte sie die Wirkung der Schwerkraft kennen. Vor ihren Augen zerbrach eine Tasse in tausend Teile. Eine schöne, rote Tasse. Das kann passieren, beim Geschirrspülen, aus Unachtsamkeit, aus Versehen oder wenn zwei Menschen, die sich sehr gern oder das zumindest behauptet haben, über ein Thema zu zwei Meinungen gelangen. Philine

war entsetzt. Die schöne Tasse! Kaputt, hinüber. Um Gottes willen, entfuhr es der Mutter, die mit Gott ungefähr so viel am Hut hatte wie Philines Vater mit Kindern. Und der Vater? Ja, der Vater ... Wo war er denn auf einmal? Er stand für weitere Auskünfte nicht zur Verfügung. Man muss ihn verstehen. Er war noch keine dreißig. Und so viele Abenteuer, die lockten. So viele Länder, die er nie gesehen, über die er jedoch ausschließlich Gutes gehört hatte. Brasilien zum Beispiel. Ein sehr schönes Land. Die brasilianischen Frauen – so sagte man – sollten sehr schön sein. Und weil es bekanntlich besser ist, sich selbst ein Bild von der Welt zu machen als bloßen Gerüchten Glauben zu schenken, weil man den eigenen Augen eher trauen kann als Motiven auf Postkarten, gab er dem inneren Drängen nach und begab sich auf eine Bildungsreise der besonderen Art. Philine weinte ein paar Tränen. Die Mutter versuchte sie zu beruhigen, aber das Kind wollte sich nicht trösten lassen. Die schöne Tasse!

Als Philine zwei Jahre alt war, lernte sie die Wirkung der Auftriebskraft kennen. Ein Windstoß entriss ihr den gelben Luftballon, den sie auf dem Rummelplatz am Flussufer, dem Tummelplatz der Herumtreiber, beim Mummenschanz der Großmäuler, auf der Flaniermeile der Schlawiner, in die Hand gedrückt bekommen hatte. Das kann passieren, wenn man kurz nicht aufpasst. Einmal losgelassen, schwebte er höher am Himmel als je zuvor. Erst jetzt kamen seine ausgezeichneten Flugeigenschaften zur Geltung. Schon bald war er nur noch ein kleiner Punkt am Horizont. Da begriff Philine. Fort, verschwunden. Das Bild des fliegenden Ballons vor dem ozeanblauen Himmel brannte sich in ihr Gedächtnis ein. Viele Jahre schlief der Gedanke tief in ihr. Und obwohl er weit unten vergraben war, vergaß Philine ihn nie.

Die Menschen in Philines Leben hatten eine Tendenz zur Abwesenheit. Ihre Familie bestand hauptsächlich aus Niedergewesenen, Weggegangenen und Nichtwiedergekommenen, niederträchtigen Halunken, unzuverlässigen Scheißkerlen und anderem schlimmen Volk. Verstreute Blätter im Wind, die einzusammeln die Mühe nicht lohnte, weil schon der geringste

Lufthauch sie wieder auseinanderzutreiben drohte. Leute, die nur mal kurz Zigaretten holen wollten – man weiß ja, wie so etwas endet. Man weiß jedoch nie, wo so etwas endet. Dass es bis zur nächsten Zigarettenverkaufsgelegenheit einige tausend Kilometer sind und der Weg mehrere Jahre in Anspruch nimmt – das allerdings ist selten. Es ist fraglich, was Vivienne ausgerechnet in André gesehen haben mochte. Umgekehrt hingegen war es leicht zu erraten. Ein Blick in Viviennes schöne dunkle Augen hatte genügt. Die Absichten der Männer in ihrem Leben waren nicht ausnahmslos die besten. Das Leben wiederum musste seine eigenen Interessen gehabt haben, als es die beiden an einem lauen Frühsommerabend, bei einem Fest in einem Garten, miteinander bekannt gemacht hatte. Es war Liebe auf den ersten Blick. Vielleicht hätten André und Vivienne, bevor sie zu Philines Eltern wurden, einen zweiten riskieren sollen. Vielleicht wäre ihnen dann aufgefallen, dass sie zwar füreinander bestimmt, keineswegs aber füreinander gemacht waren. Genau genommen waren sie so verschieden wie Tag und Nacht. Vivienne hatte ganz genaue Vorstellungen vom Leben. Andrés Vorstellungen waren etwas weniger durchdacht, nahmen jedoch schlagartig Gestalt an, sobald er sich mit denen seiner Auserwählten konfrontiert sah. Plötzlich wusste André, was er wollte: alles, nur das nicht. Etwas anderes. Das Gegenteil. Schnittmenge – praktisch nicht vorhanden. Das war das Dilemma: das Verbindende war gleichzeitig auch das Trennende, und dies zu erkennen der Anfang vom Ende. Sie liebten sich sehr, einen Sommer lang. Dann kam der Herbst und mit ihm der Streit. Er hielt fast ein ganzes Jahr. Mitten in den Streit hinein: ein Kind! Wie konnte das nur passieren, wunderte sich das überraschte Paar. Nun, das Rätsel ist schnell gelöst, die Biologie legt einen bestimmten Ablauf nahe, und es ist anzunehmen, dass auch dieser spezielle Fall keine Ausnahme bildete. Das Kind lernte rasch, besonders das Sprechen, damit es den Eltern schon bald eine wichtige Frage beantworten konnte: Wohin möchtest du? Zu deiner Mutter? Oder zu deinem Vater?

André und Vivienne waren jung und reichlich ahnungslos, trieben mal dies, mal das, anfangs nur miteinander, später auch mit anderen. Hier ein Häppchen, dort ein Stückchen, da ein

Schlückchen, das Buffet des Lebens war reich gedeckt, es gab ständig Nachschub und am Ende waren sie nicht satt, sondern litten unter Übelkeit und Bauchschmerzen. André löste das Problem mit Schnaps. Vivienne verbrachte viel Zeit auf dem Klo. So blieb sie schlank wie eine Gazelle und das wiederum war ihre Versicherung gegen sämtliche Kümernisse, mit denen andere sich herumplagten (schlanke Frauen werden bekanntlich nie verlassen). Doch da hatte sie ihre Rechnung ohne André gemacht. Der hatte seinen Schnaps gerade bezahlt, als er feststellte, dass ihm die Zigaretten ausgegangen waren. Der Rest ist bekannt, nein, unbekannt, ebenso wie Andrés weiteres Schicksal.

Als sie drei Jahre alt war und bereits einige Tassen, eine Vase und ein ausgehungertes Sparschwein zu Bruch gegangen waren, legte Philine eine Scherbensammlung an, die schon im Jahr darauf zu beträchtlicher Größe angewachsen war und mehrere Kisten, Blechdosen sowie die untersten drei Schubladen ihres Kleiderschranks in Anspruch nahm. »Das sind ja mindestens tausend Stück«, sagte einmal einer, der was von Zahlen verstand, kurz vorm zweiten Staatsexamen stand und im Vorübergehen einen flüchtigen Blick darauf geworfen hatte. Und Philine war sehr stolz auf ihre Sammlung. Tausend, erklang es in ihr, tausend Stück. Sie wusste nicht, was es bedeutete, aber es gefiel ihr, von etwas – und seien es Scherben – sehr viel zu haben.

Als Philine fünf Jahre alt war, zogen sie in das Viertel. Nicht in irgendeines, nein: in das Viertel. Das berühmte und berüchtigte. Es begann da, wo die große Stadt aufhörte, und klebte an ihrem Rand, als ob es gar nicht richtig dazugehörte, wie ein ungeliebtes Stiefkind. Die Häuser sahen alle gleich aus. Das Haus, in dem Philine und ihre Mutter wohnten, sah aus wie viele andere. Ein kleines bisschen anders vielleicht. Wenn man genau hinsah, erkannte man die Unterschiede. Die Farben der Sonnenschirme auf den Balkonen. Die Blumen in den Kästen an den Geländern. Form und Muster der Gardinen. Anzahl und Ausrichtung der Satellitenschüsseln. Die Verbotsschilder in den Fluren (Kinderwagen, Fahrräder, Müll). Und die Hinterlassenschaften in den Fluren (Müll, Fahrräder, Kinderwagen). Das Haus hatte tausend

Klingeln, die sich wahllos drücken ließen, wenn einem langweilig war, und es gab, das war das Beste, einen Aufzug, mit dem man rauf und runter fahren konnte den ganzen Nachmittag. In jedem Aufzug war ein Spiegel angebracht, damit niemand auf den Boden machte. Der Terriermischling aus dem sechsten Stock und der Exhibitionist aus dem neunten taten es trotzdem. Oh, sagte Philine, wenn sie gerade den Türöffner gedrückt hatte und sah, was sie nicht hätte sehen sollen (oder ... etwa ... doch?). Der Hund wedelte daraufhin freudig mit dem Schwanz und der Exhibitionist schrie: »Halt die Klappe, du dumme Jule!« Philine lief schnell davon und lachte, dass es durch das ganze Haus schallte, und der Exhibitionist schrie: –

Gut, dass Philine es nicht gehört hatte.

Als Philine sechs Jahre alt war, kam sie in die Schule. Von da an lernte sie nicht mehr so viel.

Wer auf die Frage nach seiner Herkunft den Namen des Viertels nannte, erntete mitleidige Blicke – bestenfalls. Besonders umsichtige Leute sprachen sofort ein wenig langsamer und betonten die Wörter etwas deutlicher, als es nötig gewesen wäre. Zog man in das Viertel, hieß es: um Himmels willen! Zog man fort: Gott sei Dank! Wenn man es richtig anstellte, lagen zwischen Himmels willen und Gott sei Dank ein paar Jahre, in denen man eine Erfahrung machte, eine Erfahrung fürs Leben. Die Erfahrung, dass es besser ist, sich selbst ein Bild zu machen. Und, falls nötig, dieses Bild an die eigenen Vorstellungen anzupassen, und so, ohne es zu merken, selbst ein Teil davon zu werden. Für Philine war es die beste Gegend überhaupt. Schon bald kannte sie alles: Merkurweg, Venusstraße, Neptunplatz. Sie kannte die Häuser und die flachen Dächer. Die dunklen Kellerflure und die Zahlencodes zu den Kellerschlössern. Sie wusste, welche davon offenstanden und wo es was zu holen gab, die leeren Aquarien, die vollen Koffer, die steinalten Tagebücher blutjunger Mädchen und die Linsensuppe in Konservendosen, die schmutzig schimmernden Christbaumkugeln, die man sich an die Ohren hängen, und das zerfledderte Lametta, das man sich in die Haare flechten konnte. Ja, Philine kannte ihr Revier, und

sie kannte die unsichtbaren Grenzen ihres Reviers. Im Norden das freie Feld hinter der Autobahnbrücke, voller Unrat, Unkraut und teichgroßer Pfützen. Im Osten die Aufgehende Sonne, asiatische Spezialitäten zum kleinen Preis. Im Süden der See. Im Westen ein staubiges Nichts aus Schlamm und Erde, wüst und leer – das Ende eben. Und, mittendrin: das Universum. Ein Einkaufszentrum, in dem es alles gab, was das Herz begehrte. Und vieles, was das Herz nicht begehrte, wovon ein Herz nichts wissen kann. Wer hier nicht fand, wonach er suchte, der würde nirgends fündig werden. Und wer hier etwas fand, wonach er nicht gesucht hatte, edlen Schrott und tollen Plunder, dem ging es wie den vielen anderen, die sich im Universum herumtrieben, auf der Suche nach – einem singenden Fisch? Einer tanzenden Ratte? Einer selbst umrührenden Tasse? Philine sah sich alles genau an, bevor sie zu dem Schluss gelangte, dass weder Schönheit noch Nützlichkeit den Kauf, ja, die Existenz dieser Dinge rechtfertigten. Das, wonach sie suchte, gab es nicht im Universum. Dazu musste man in den Hinterhof, wo die Container überquollen und die Angestellten während der Zigarettenpause achtlos auf dem herumtrampelten, was Philine so wertvoll war: Scherben. Alle Farben, alle Formen, alle Sorten. Philine wählte nur die schönsten.

Wenn die Mutter ihre Ruhe brauchte – und die brauchte sie oft, das Leben war nun mal kein Pappentier –, sagte sie zu Philine: Renn eine Runde um das Haus! Dort, wo Philine und ihre Mutter wohnten, stellte dies eine anerkannte Erziehungsmethode dar, weshalb sich niemand wunderte, wenn er eine Kinderschar um die Häuser rennen sah. Es ging laut zu in dem Viertel. Die Wände der Häuser waren dünn, wie aus Pappe. Oder tatsächlich aus Pappe. Jedes Haus ein großer Eierkarton. Oder eine Legebatterie. Irgendwo schrien immer Kinder. Es gab jede Menge Kinder und eines davon packte Philine, die gerade auf dem Heimweg war, am Ärmel und rief: »Erwischt!«

Philine blieb stehen.

»Warum läufst du nicht weg«, fragte der Junge, es schien ihn zu beunruhigen.

»Warum sollte ich?«

»Weil das zum Spiel gehört«, erklärte der Junge. Das mochte sein, nur gehörte Philine nicht zum Spiel, dessen erste und vielleicht einzige Regel sie in diesem Moment erfahren sollte: »Alle machen mit.«

»Ich nicht«, sagte Philine. Sie deutete auf den Fuß des Jungen. »Dürfte ich kurz?« Der Junge tat einen Schritt zur Seite. Philine bückte sich, griff nach der Scherbe und steckte sie in ihre Jackentasche. Weitere Kinder, die bemerkt hatten, dass etwas Außergewöhnliches im Gange war, näherten sich. Zwar hatte Philine gewusst, dass es viele waren, aber so viele? Sie betrachtete all diese Kinder, die Dicken, die Dünnen, die Wilden, die Stillen, die Gerissenen, die Durchtriebenen, die Zurückgebliebenen, sah die Fragen in ihren Augen, lächelte manchen zu – und ging weiter oder hatte es vor, als ein größerer Junge ihr den Weg versperrte. »Sie spielt nicht mit«, erklärte der Erste. »Alle spielen mit«, sagte der Große. »Was spielt ihr denn?«, fragte Philine, nun doch neugierig geworden.

»Spiel der Leiden«, sagte der Große und zeigte auf ihre Jackentasche. Was sie da habe? »Nichts«, sagte Philine und, weil er bereits eine Scherbe herausgezogen hatte: »Ich habe schon sehr viele. Tausend Stück.«

Dass Kinder grausam sein können – das ist bekannt. Im Viertel scherte man sich nicht um Binsenweisheiten. Dort erbrachte man den Beweis. Am Ende wusste jeder, wie viele Scherben es waren. Es waren keine tausend Stück, nicht einmal fast. Es waren nur zweiundzwanzig.

Vorfälle dieser Art mochten dazu beigetragen haben, dass Philine das Bermudadreieck von Neptunplatz, Venusstraße und Merkurgasse immer öfter hinter sich ließ. Es zog sie hinaus ins Unbenannte, ins Unbekannte. Auf dem freien Feld hinter der Autobahnbrücke gab es nichts als Steine, Scherben und ein Werbeplakat, das anpreisen sollte, was nicht anzupreisen war: dem Himmel so nahe, die hohen Häuser standen trotzdem leer. Im Schatten der Brücke aber entfaltete sich das Leben auf ganz eigene Weise. Philine saß am Abwasserkanal und blickte auf den gleichmäßigen Strom des Wassers. Wenn sie lange genug hinsah, geschah es manchmal, dass ein Fisch vorbeischwamm, den die

Tatsache, dass es in einem solchen Gewässer keine Fische geben konnte, ebenso unberührt ließ wie Philine der Umstand, dass sie zu spät zum Essen kam. Tage, die Philine alleine verbrachte, Ganzalleinetage, das waren die schönsten. An diesen Tagen gehörte ihr alles: der Schlüssel zur Wohnungstür und der Nachmittag, der Abend, die Nacht, die ganze Zeit – ihr allein! Die Mutter war irgendwo, bei irgendwem, irgendeiner Hoffnung, der sie nicht hatte widerstehen können, einer Vorstellung, die sie zum Leben erwecken wollte, einer Gelegenheit, der sie gefolgt war wie Philine der Spur der Scherben. Die Welten, in denen sie sich aufhielten, wiesen nur wenige Überschneidungen auf. Bei der Rückkehr war die eine froh und die andere traurig. Die eine war reich beschenkt worden, die andere einer Hoffnung beraubt und um ihr Glück betrogen. »Philine«, rief die Mutter mit matter Stimme vom Sofa, »hast du Hunger?« Sie hatte das Einkaufen vergessen und das Kochen verlernt, sie hatte kein Geld im Portemonnaie und noch weniger auf dem Konto und außerdem zittrige Finger, mit denen sie alles umstieß, was sie anfasste. Es gab solche Tage. Tage, an denen nichts wirkte. Kein Kaffee, keine Tabletten. Die Tropfen zur Beruhigung leer und der Weg in die Apotheke zu weit. Kein Anruf von dem, der anzurufen versprochen hatte. Tage, an denen alle Weltverschönerungsmittelchen versagten. »Pizza«, sagte die Mutter, »nimm dir Geld und kauf Pizza, ja?« Philine nahm ein bisschen Geld – nicht viel, gerade genug, dass es für ein schönes Abendessen und vielleicht die ein oder andere Kleinigkeit reichte – und machte sich auf den Weg. Das Universum war groß, sehr groß, ungeheuer groß, und es war leicht, sich darin zu verlaufen, das eigentliche Vorhaben aus den Augen zu verlieren und sich einfach mit dem Menschenstrom treiben zu lassen, an den Schaufenstern vorbei, durch die Abteilungen, von Geschäft zu Geschäft, die Leute zu beobachten, die Zeit zu vergessen und irgendwann festzustellen, dass der Magen knurrte, dass der Hunger groß war und etwas zu essen nicht verkehrt wäre, Pizza vielleicht? Philine inspizierte das Buffet des Selbstbedienungsrestaurants, auf das ihre Wahl gefallen war, lud den Teller voll erlesener Speisen, suchte sich einen schönen Fensterplatz, experimentierte noch ein wenig mit Öl und Pfeffer und ließ es sich schmecken. Als sie gehen wollte, versperrte ihr jemand den Weg. Eine Frau.

»Du hast noch nicht bezahlt.«

»Mein Vater zahlt«, sagte Philine.

»Wo ist er denn?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Philine. Sie hatte ihn lange nicht gesehen.

»Und wie will er dann zahlen?«

»Das fragen wir uns auch.«

Eine Kollegin, die den Aufruhr bemerkt hatte, sagte: »Du vermisst deinen Vater?« Bevor Philine eine Antwort geben konnte, war die Frau bereits verschwunden, um kurz darauf in Begleitung eines Mannes zurückzukehren, der wissen wollte, wo sie ihre Mutter zuletzt gesehen habe.

»Wieso Mutter«, mischte sich die erste Frau wieder ein, »es ging um den Vater.«

»Aber sie wird doch auch eine Mutter haben. Jedes Kind hat eine.«

Natürlich hatte Philine, wie jedes Kind, auch eine Mutter. Die lag zu Hause auf dem Sofa und wartete – viel zu lange. »Wo ist sie denn«, fragte der Mann, »ja, wo ist sie denn auf einmal? Wir benötigen sie als wichtige Zeugin.« Die wichtige Zeugin war, ungeachtet der Bedeutung ihrer Zeugenschaft, bereits auf dem Weg nach Hause. Anstatt den Aufzug zu nehmen, stieg Philine die Treppe nach oben, am Exhibitionisten vorbei, der zwischen dem vierten und dem fünften Stock auf den Stufen saß, melancholischen Gedanken nachhing und sich wünschte, dass jemand vorbeiginge, ein Kind vielleicht – da kam es schon. »Möchtest du«, fragte er, »etwas Schönes sehen, etwas sehr Schönes?«

Philine schüttelte den Kopf.

»So etwas hast du noch nie gesehen!«

Philine ging weiter.

»So etwas wirst du nie wieder sehen!«

Im Herzen war er sehr sensibel; auch Exhibitionisten haben Gefühle. Sie zeigen sie bloß nicht jedem.

Zu Hause wartete die Mutter auf den Beginn ihrer Serie und den Anruf. Sie war müde und erschöpft. Das nachmittägliche Fernsehprogramm hatte sie angestrengt, der lange Schlaf noch müder gemacht. Unter der Decke schauten ihre Füße hervor,

der Lack an den Nägeln war längst abgeblättert. Rosa, die Farbe des vergangenen Frühlings. Philine stellte das kleine Fläschchen auf den Tisch. Türkis, die Farbe dieses Frühlings. Die Mutter betrachtete das Fläschchen, bevor sie fragte: »Und die Pizza?«

Philine wusste, was nun zu tun war. In der Küche fand sie eine Packung Kekse. An solchen Tagen gab es süßen Keksbrei. Uraltes Familienrezept und gar nicht schwer: Man nehme ein paar Kekse nach Wahl, zerbrösele sie mit leichtem Druck der Finger und gebe so viel Milch dazu, bis ein feiner Brei von samtiger Konsistenz entstanden ist. Ein wenig Kakaopulver darüber rundet den Geschmack ab und verleiht der Mahlzeit eine edle Note. Auf diese Weise bereitete Philine zwei Schüsseln zu, eine für sich und eine für die Mutter. Sie setzte sich an das Fußende des Sofas und begann, ihren Brei zu löffeln. Als sie fertig war, nahm sie die zweite Schüssel, die Mutter schluckte tapfer.

»Was ist das eigentlich«, fragte Philine, »ein Exhibitionist?«

»Jemand, der sich auszieht, wenn ein anderer zusieht.«

»Und warum tut er das?«

Die Mutter dachte nach. Schließlich sagte sie: »Weil er ein Exhibitionist ist.« Die Serie begann. Der Anruf ließ noch auf sich warten. Und Philine machte Bekanntschaft mit dem schalen Nachgeschmack von Zirkelschlüssen.

Sonntags ging die Mutter arbeiten. Philine ging in den Zoo. Zusammen warteten sie auf den Papamarco. Der gleich da sein würde. Gleich. Philine sah aus dem Fenster. Die Mutter sah auf die Uhr. Gleich. Gleich. Ein kleines Wort, das schon häufig Gegenstand langer, zäher Verhandlungen gewesen war, denen nicht einmal der Blick ins Wörterbuch ein Ende setzen konnte, sondern allenfalls die unumstößliche Tatsache, dass die Mutter Punkt elf Uhr dreißig in der Aufgehenden Sonne am Neptunplatz Nüa Pad Pring Pau, Mu Pad Pak Krob, Schu Schi Pla und dazu Bambusschnaps oder Reiswein servieren musste. Der Papamarco war Krankenpfleger, aber eigentlich war er Künstler. Er lebte mitten in der Stadt in einer Wohnung, so groß, dass man sich darin verlaufen konnte, was Philine einige Male passiert war, als sie selbst dort gewohnt hatte, mit der Mutter und all den

anderen Künstlern, die eigentlich Nachhilfelehrer waren oder Baumarktmitarbeiter oder angehende Volljuristen kurz vorm zweiten Staatsexamen. Im Fall des Letzteren handelte es sich zudem um den Freund der Mutter – bis zu jenem Abend, als sie ihn im Streit einen angetrunkenen Vollidioten in peinlichen Unterhosen kurz vorm zweiten Studienabbruch genannt hatte. Obwohl sie, zumindest, was die Unterhosen betraf, nicht ganz falsch gelegen hatte, trug die Beziehung einen empfindlichen Knacks davon, von dem sie sich nicht mehr erholen sollte. Einige Monate später zogen sie aus der großen Wohnung in der Stadt in die kleine Wohnung am Rand der Stadt, in das Viertel, das, bis auf ein paar graffitisprayende Jugendliche und den Tattooladenbesitzer, nicht im Verdacht stand, große Künstler hervorzubringen. Der angehende Volljurist verzichtete auf sämtliche Ansprüche, verschob das Examen und legte ein Urlaubssemester ein. Der ehemalige Mitbewohner Marco fuhr den Umzugswagen. Half beim Waschmaschinetragen und bei der Installation der Spültischarmatur, und weil es lange dauerte, bis alle Schränke zusammengebaut, alle Lampen aufgehängt und alle Kartons ausgepackt waren, länger als gedacht, blieb er gleich über Nacht. Er blieb länger als sein Vorgänger. Er kam immer wieder. Oft im letzten Moment. So auch an jenem Sonntag. Als sie vor dem Kino standen, sagte Philine: »Wo ist der Zoo?«

Der Zoo war da, wo er immer war, am anderen Ende der Stadt.

»Ein anderes Mal, ja? Und jetzt müssen wir uns beeilen, der Film fängt gleich an.«

Und dann gingen sie ins Kino. Dort sahen sie französische Filme mit englischen Untertiteln oder waren es englische Filme mit französischen Untertiteln? Philine war sich nicht sicher. So oder so – sie verstand kein Wort. Das Licht ging aus, der Film fing an. Nach einer Weile fragte der Papamarco: »Was machst du da?«

»Ich sehe mir den Film an.«

»Mit geschlossenen Augen?«

Aber da mischte sich bereits der Nachbar in die Unterhaltung ein, denn Leute, die sich französische Filme mit englischen Untertiteln ansehen (oder andersherum), sind durch Wispern

und Flüstern leicht zu verstimmen. Ob er mit dem Kind nicht ein wenig ins Freie gehen wolle? Auf den Spielplatz vielleicht? Philine sah sich suchend um. »Wovon spricht er denn«, fragte sie, »von welchem Kind?«

»Wahrscheinlich«, sagte der Papamarco und die Vermutung lag nahe, »meint er dich.«

Oder er ist verrückt, überlegte Philine leise, doch laut genug, dass der Nachbar es hören musste. Übrigens, unternahm dieser einen letzten Versuch, laufe nebenan ein schöner Animationsfilm. Philine wünschte ihm viel Spaß. Als er etwas erwidern wollte, sagte sie: »Wir würden jetzt gerne den Film ansehen. In Ruhe.«

Der Papamarco nickte, der Nachbar schüttelte den Kopf, und der Film? Ging weiter.

Auf dem Heimweg sprachen sie über den Film, das heißt: der Papamarco sprach von Kamerafahrten und Überblendungen und vielen anderen Dingen. Philine sah auf den Boden, wegen der Scherben. Was ihr am besten gefallen habe? Sie überlegte. Schließlich sagte sie: »Die Fische.« Der Papamarco konnte sich nicht erinnern. Welche Fische?

»Die kleinen blauen«, half ihm Philine auf die Sprünge. Sie bückte sich und hielt ein Stück luftiges Nichts in der Hand –, nein, es war ganz anders: es war nicht nichts. Sie griff in die Luft und hielt eine Geschichte in der Hand, nicht die ganze, nur ein kleines Stück, einen Teil davon. Den Teil mit den blauen Fischen. Sie wusste noch nicht recht, was sie damit anfangen sollte. Als sie fertig war, als sie den gesamten Film von der ersten bis zur letzten Szene erzählt hatte, sagte der Papamarco: »Den gibt es schon. Den kenne ich doch.«

»Alles gibt es schon«, sagte Philine, mit jenem nachlässigen Selbstverständnis eines Kindes, das genau weiß, dass es alles schon gibt – so, wie man alles, was man werden will, schon ist.

»Woher hast du das?«

Philine zeigte in die Luft. Da vielleicht? Oder dort? »Und«, fragte der Papamarco, »ist da noch mehr davon?« Er brauchte ein paar Ideen für seine Bewerbung an der Filmhochschule. »Einiges«, sagte Philine. Genug für ein paar Millionen Filme. Und eine Milliarde Bücher. Sie schloss die Augen. Sie balancierte. Sie

lief nirgendwo dagegen. Und als sie die Augen wieder öffnete, waren sie schon fast zu Hause.

»Der Mama sagen wir, dass wir im Zoo waren, ja?«

Philine dachte an die Geschichte. Sie beschloss, das Stück aufzubewahren, für später. Und sie beschloss, schreiben zu lernen, denn war dies nicht die einzige Art, etwas wahrhaft festzuhalten? Der Papamarco aber würde vielleicht, ganz bestimmt, einmal ein Regisseur werden. Ein großer.

Das Abendessen, von der Mutter mit Liebe und Aufwand zubereitet, vitaminschonend gegart und raffiniert gewürzt, von Philine mit einem einzigen Blick des Abscheus und Widerwillens verschmährt, bildete den äußeren Rahmen für Nachforschungen auf beiden Seiten. Wie es im Zoo gewesen sei, fragte die Mutter.

»Gut«

»Und was war am besten?«

»Die Fische.«

»Welche?«

Dass Philine am liebsten Brei aß, süßen Keksbrei, und das auch, als sie dem Breialter längst entwachsen war, wusste die Mutter zwar, ließ diesen Umstand jedoch, wie einige andere nicht weniger bedeutende Tatsachen, unter den Tisch fallen. Und obwohl sie ihr Heim sehr rein hielt, konnte sie nicht verhindern, dass Philine, wenn sie den Saum der Tischdecke, der den Blick auf den Boden versperrte, ein wenig anhub, hin und wieder das eine oder andere Krümelchen entdeckte.

»Die kleinen blauen.«

»Die mag ich auch«, sagte die Mutter und schnitt sich in den Finger. Mit Informationen über den Vater ging sie weitaus weniger verschwenderisch um als mit Petersilie und Pimpinelle. Stattdessen verliehen sie, wohl dosiert, den faden Unterhaltungen, die sie glaubte, mit Philine zum Abendessen führen zu müssen, eine nicht uninteressante Schärfe. Zum Nachtschiff gab es einen Nikotinkaugummi und antibakterielles Mundwasser für die Mutter und, falls es gut lief, wichtige Hinweise für Philine. Die Zeit nach dem Abendessen, wenn der Wein allmählich seine Wirkung entfaltete, war den Lügengeschichten über den Vater vorbehalten. Ausnahmsweise durfte Philine intime Fragen stellen.

»Das Meer? Nein.«

Die Pflichten in der Familie waren klar verteilt; die Aufgabe des abwesenden André bestand darin, dem familiären Mythos ein wenig düsteren Glanz zu verleihen. Und Philine? Mochte alles, was glänzte. Es war nicht das Meer, das ihn fortgezogen hatte. Was war es dann?

»Das, was dein Vater getan hat, Philine, das war nicht richtig. Das macht man nicht. Und weil er es nicht lassen konnte, muss er dafür bezahlen.«

Der Vater musste viel Geld haben.

»Wohl kaum«, sagte die Mutter. »Er sitzt die Zeit ab.«

Der Vater musste viel Zeit haben.

»Und denkt nach.«

Der Vater musste ein großer Denker sein.

»Über das, was er getan hat.«

Er musste Großes vollbracht haben.

»Wahrscheinlich schreibt er die unglaubliche Geschichte seines Lebens auf.«

Dieses unglaubliche Leben hatte André schließlich nach Usbekistan geführt. Manchmal, je nach Qualität und Quantität des Weins, in ein angrenzendes Land. Was er dort gemacht hatte?

»Die einheimische Bevölkerung verarscht vermutlich.« Die Mutter nahm einen tiefen Schluck vom Wein. »Oder vernascht.« Die Mutter lachte, es war ein seltsames Lachen, aber es war ja auch eine seltsame Sache, die der Vater da machte.

Tätigkeit des Vaters unklar. Kannibalische Neigungen nicht ausgeschlossen.

»Was wird das«, fragte die Mutter mit Blick auf das Kind, das mit gesenktem Kopf am Tisch saß, »schreibst du etwa mit?« Philine schüttelte den Kopf. »Du kannst doch noch gar nicht schreiben.« Philine nickte. Mit fünf kann man noch nicht schreiben. Ein gutes Gedächtnis hingegen, das kann man auch mit fünf schon haben – so, wie man ein schlechtes Gewissen zur Not mit ins Grab nehmen kann.

»Du bist zu oft allein«, sagte die Mutter und nahm einen Schluck Wein. »Ich hatte gehofft, dass du Freunde findest.«

Unten spielten die Kinder. Philine sah aus dem Fenster. Wer von diesen, fragte sie sich, könnte es sein? Aber immer, wenn

man nach etwas sucht, ist es, als ob da nichts wäre. Niemand von diesen, sagte sich Philine. Ihre Freunde, sie wusste es, waren großartig, einmalig und ganz nahe. Nur Geduld muss man haben.

Philines Kindheit hatte auch ihre dunklen Seiten, ihre Schatten, und den vielen schönen Tagen, die immer zu kurz waren, folgten einsame Nächte, die einfach kein Ende nahmen.

»Ist es wirklich nötig?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil du müde bist«, sagte die Mutter und unterdrückte ein Gähnen. Philine lag im Bett und wusste nicht, wozu. Für die Mutter war die Sache klar: zum Schlafen. Philine wusste nicht, wie das ging. Was machte man da? »Ganz einfach«, sagte die Mutter, »nichts.« Aber Philine wusste nicht, wie das ging. »Ganz einfach«, sagte die Mutter, »du schließt die Augen und wartest ab. Der Schlaf kommt von alleine.«

Sie gab Philine einen Kuss auf die Stirn und schaltete das Licht aus.

»Warte.«

»Was ist?«

»Geh noch nicht.«

»Ich lasse das Licht an«, sagte die Mutter, schaltete das Licht wieder ein und wollte zur Tür hinaus, was Philine gerade noch verhindern konnte. »Es ist so still«, sagte sie. »Natürlich ist es das«, antwortete die Mutter und wusste auch den Grund: »Damit du schlafen kannst.« Und das hätte Philine getan, wenn Stille und Dunkelheit, für sich genommen schon bedrohlich, zusammen jedoch kaum erträglich, sie nicht davon abgehalten hätten.

»Ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Nichts«, sagte Philine. Und so trefflich sie den Gegenstand ihrer Angst beschrieben hatte, so schwer blieb er zu fassen. Philine meinte nicht nichts, sie meinte: das Nichts. Wenn es dunkel war und leise, wenn sie vor dem Geräusch ihres eigenen Atems erschrak und das Klopfen ihres Herzens vernahm, wenn sie darauf wartete, dass eines von beiden aufhörte, aussetzte, wenn

auch das nicht geschah – es machte ihr Angst. Darum konnte Philine nur schlafen, wenn das Radio lief und das Licht brannte. Und selbst dann –

»Ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Vor einem Stromausfall.«

Philine sah zum Fenster. Sie wusste nicht, was es war, aber dass es da war – das spürte sie. Die Mutter spürte gar nichts. Sie ging zum Fenster und öffnete es. »Siehst du«, sagte sie, »da ist nichts.«

Philine zog die Decke über den Kopf.

»Was ist denn, was hast du?«

»Jetzt hast du es hereingelassen.«

Es war immer da. Es jagte Philine, es verfolgte sie, es besuchte sie in ihren Träumen, es war ihr auf den Fersen. Da saß etwas, auf dem Fensterbrett, elfter Stock, und ließ die Beine baumeln, und sah alles und sah sehr weit, die ganze Stadt zu Füßen.

»Warum«, sagte die Mutter, die Müdigkeit war ihr inzwischen deutlich anzumerken, »probierst du es nicht mal mit Zählen?« Wie hätte sie ahnen können, dass sie Philine mit diesem Vorschlag, der ihr, nach Milch, Honig und gutem Zureden, eher aus Verzweiflung denn aus Überzeugung, als letztes Mittel noch eingefallen war, ein Geschenk machte? Die Hand, die ihr keiner gereicht hatte – Philine ergriff sie mit Freuden. Sie fing an zu zählen. Sie zählte ihre Scherben. Sie zählte die Ritzen im Parkett. Sie zählte die Freunde der Mutter. Sie zählte die Tage bis Weihnachten. Sie zählte, bis ihr die Zahlen ausgingen. Im Zimmer nebenan lief ein Film, ein Film über die Liebe, die Mutter liebte schöne Filme und sie liebte die Liebe, und am meisten liebte sie die Liebe in schönen Filmen. Damit vertrieb sie sich die Zeit, bis der Papamarco von der Spätschicht kam. Als Philine das Zimmer betrat, fuhr sie hoch aus tiefem Schlaf.

»Ist etwas passiert?«

Philine schüttelte den Kopf. Nichts war passiert. Sie setzte sich neben die Mutter.

»Wann hört es auf?«

»Der Film?«

»Die Zahlen.«

»Das dauert«, sagte die Mutter. »Lange. Sehr lange.« Derjenige, der, in dem festen Glauben, die Erde sei eine Scheibe, losgesegelt war, mit der bangen Frage im Nacken, wann er denn ihren Rand erreichte, musste sich ähnlich gefühlt haben wie Philine in diesem Augenblick. Und so gelang den Zahlen, was weder Licht noch Musik vermocht hatten. Nicht, das Kind in den Schlaf zu wiegen, aber immerhin: die Angst zu bannen.

Eines Tages, als Philine bei einer sehr hohen Zahl angekommen war, traten die Eltern an ihr Bett und wirkten recht betreten. »Philine«, begann die Mutter, »wir möchten, wir wollen.« Hilfesuchend blickte sie zum Papamarco. »Wir wollen dir etwas sagen«, fuhr der Papamarco fort, entschieden, die Sache so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. »Einen Moment«, sagte Philine, »gebt mir ein Blatt Papier.« Die Eltern, in jenem schwierigen Augenblick bereit, dem Kind sämtliche Wünsche zu erfüllen, kamen der Aufforderung ohne Widerrede nach. »Und einen Stift.« Auch den bekam sie sofort und schrieb eine Zahl auf das Blatt, das sie anschließend, sauber gefaltet, unter das Kopfkissen schob. »Es ist so«, begann die Mutter erneut, »dein Papa, also der Papamarco und ich, wir, deine Eltern, haben uns, wie du weißt, sehr gern, aber manchmal, da klappt etwas nicht, wie man sich das gedacht hat.«

»Die Liebe«, sagte der Papamarco, denn er mochte und machte gerne große Worte, und weil er glaubte, damit das Wesentliche gesagt zu haben, überließ er der Mutter den Rest: »Es ist nicht immer einfach mit der Liebe.« So ging es eine Weile hin und her. Philine, die langsam ungeduldig wurde, dachte an die Zahlen. Schließlich zog sie, als Zeichen, dass sie nun ihre Ruhe brauchte und nicht länger gestört werden wollte, die Bettdecke über den Kopf. Die Mutter zog die Decke wieder weg. Philine gab ihr den Zettel und die Mutter warf einen kurzen Blick darauf, bevor sie ihn an den Papamarco weiterreichte. Der griff beherrscht zum Stift, strich die letzte Ziffer durch, ersetzte sie durch die nächsthöhere und gab Philine das Blatt zurück. Philine nickte zufrieden. Auf die Zahlen war Verlass. »Was«, fragte sie, »wolltet ihr mir eigentlich sagen?« Die Mutter sah zum Papamarco. »Wir«, fing er zögernd an, »wollten dir«, ergänzte

die Mutter und gemeinsam gelang es ihnen, den entscheidenden Satz hervorzubringen: »Eine gute Nacht wünschen.«

Philine nickte. Obwohl sie noch sehr klein war, hatte sie schon sehr viel Verstand. Und so verstand sie auch das, was nicht gesagt wurde. Vor allem das. »Gute Nacht«, sagte sie. »Und bis morgen.«

»Ja«, sagte der Papamarco, der Unausweichlichkeit des Schicksals tapfer entgegenblickend, »bis morgen.«

Am nächsten Morgen schien die Sonne. Der Fernseher lief. Die Kaffeemaschine auch. Unter dem Küchentisch fand Philine eine Scherbe, die perfekt in ihre Sammlung passte.

Einmal, beim Scherbensammeln, geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte, am wenigsten Philine selbst. Sie fand eine schöne Scherbe. Und noch eine. Und noch eine, die noch schöner war. Es war ein guter Tag, die Beute reichlich. Nun habe ich alles, dachte Philine, als sie den Merkurweg entlang-lief, den Neptunplatz links liegen ließ, in die Venusstraße bog, zügig an den Kindern vorbei ging, die wieder das Spiel spielten, dasselbe wie beim letzten Mal. Sie fragte sich schon, ob sie das Scherbensammeln aufgeben sollte, ob es an der Zeit für etwas Neues war, als sie eine weitere Scherbe entdeckte. Ein sehr guter Tag! Philine griff danach – ein Fuß. Und ein Bein. Ein Strich in der Landschaft, und was für einer! Goldene Haare, Silberblick und etwas zu schwächig, um von den anderen Kindern mit Respekt behandelt zu werden.

»Warum«, fragte der Junge und seine Stimme zitterte, »läufst du nicht weg?«

»Warum sollte ich?«, sagte Philine. »Ich spiele nicht mit.«

»Alle spielen mit«, erklärte der Junge. Philine zuckte die Schultern. »Ich nicht.« Schweigend standen sie einander gegenüber und wären vielleicht noch eine Weile so stehen geblieben, in stiller Bewunderung für einander und Erstaunen über den anderen, sie über seine zarte Schönheit, die sie so noch nie gesehen hatte, schon gar nicht in einem Viertel wie diesem, er über die Selbstverständlichkeit ihrer Handlungen, die nicht selbstverständlich waren, schon gar nicht in einem Viertel wie diesem – wenn nicht ein Mädchen, das die Szene aus der Ferne beobachtet

hatte, hinzugekommen wäre, rothaarig, sommersprossig und etwas zu füllig, um von den anderen Kindern mit Respekt behandelt zu werden. Leise sagte sie zu Philine: »Danke.«

»Wofür?«

»Dass du mich gerettet hast.«

»Wovor?«

»Vor ihm.«

»War keine Absicht«, sagte Philine, und, nach einem kurzen Blick auf den Jungen: »Der tut nichts.« Der Junge widersprach nicht einmal. »Jetzt weißt du es«, sagte Philine, »und brauchst nie wieder Angst zu haben.« Das Mädchen nickte. Und auch Philine war erleichtert. So lange hatte sie gewartet!

»Worauf«, fragte das Mädchen.

»Auf euch«, sagte Philine.

»Wie lange«, fragte der Junge.

»Drei Tage«, sagte Philine und so, wie sie es sagte, spürte man, dass diese drei Tage nicht die angenehmsten gewesen waren, dass sie Philine zugesetzt hatten und sie froh sein konnte, dass sie vorüber waren. Seit die Mutter davon gesprochen hatte, empfand Philine, die doch alles gehabt hatte, einen leisen Mangel, den sie sich nicht eingestanden und der dennoch an ihr gezehrt hatte. Zum ersten Mal hatte sich der Zweifel in ihr Leben geschlichen und von ihr Besitz ergriffen. Sie, der es an nichts gefehlt hatte, fühlte sich plötzlich unvollständig, unzulänglich. Sie hob die Scherbe auf. »Ich habe«, sagte sie, »schon sehr viele Tausend Stück.«

Tausend Stück, wiederholte das Mädchen, und der Junge schwieg ehrfürchtig. Auf die Idee, nachzuzählen, kamen sie nicht. Vielleicht konnten sie es nicht. Nun könnte man meinen, dass diese Kinder besonders dumm waren. Und vielleicht waren sie das auch. Trotzdem waren es die besten Kinder, die Philine im ganzen Viertel jemals begegnet waren, denn wie klug oder dumm sie auch sein mochten – sie verstanden. Nur darauf kommt es an. Nur darauf.

An Matteo und Serafina gefiel Philine all das, was anders war als bei ihr. Sie mochte ihren aschigen Geruch, ihre vielen Geschwister, ihre muffigen Wohnungen, ihre zahllosen Haustiere, die sie

mit ins Bett nehmen durften, und dass ihre Betten aus dünnen, übereinandergestapelten Matratzen bestanden. Über Fina sagte man, sie sei mit allen Wassern gewaschen, dabei wusch sie sich, das wusste Philine und das sah und roch man auch, nicht öfter als unbedingt nötig. Matteo war zart und klein, schon bei der Geburt viel zu leicht, und nichts an ihm schien geeignet zu sein für das Stück Erde, auf das er gefallen war. Es mangelte ihm an vielem, Sprache, Gewicht und, mehr noch: Gelegenheiten, die zum Vorschein brachten, was in ihm verborgen war. Dass es da war, daran zweifelte Philine nicht. Jemand musste ihm diese Gelegenheiten verschaffen. Sie stellte sich der Aufgabe mit Leidenschaft und Engagement. Erst, nachdem Matteo sich den Fuß verstaucht und zum humpelnden Gespött des Viertels geworden war, sah Philine ein, dass sie sich vertan hatte, dass es nicht der richtige Weg gewesen war, dass es einen anderen geben musste. Bis sie diesen gefunden hatte, würde sie Matteo in ihr Herz schließen, so, wie er nun einmal war. Es fiel ihr nicht schwer. Es waren die anderen Kinder, die Philine Sorge bereiteten. Diesen waren die neuen freundschaftlichen Bande, die sich durch das Viertel spannten, nicht entgangen und sie betrachteten sie mit Argwohn. Einmal beobachtete Philine, wie die Kinder Matteo nicht gehen lassen wollten, wie sie ihn beleidigten, bedrohten, schubsten – und er ließ es geschehen. »Lasst ihn«, sagte Philine und ging auf die Kinder zu, »lasst ihn in Ruhe«. Sie nahm Matteo bei der Hand, nutzte den Moment der Überraschung, die groß genug war, dass den anderen Kindern, außer ein paar Bemerkungen über Dinge, von denen sie gewiss keine Ahnung hatten, nichts weiter einfiel. Als sie sich ein Stück entfernt hatten, ließ Matteo Philines Hand los. »Ich weiß nicht«, sagte er, »ob es richtig war.«

»Natürlich war es das nicht«, antwortete Philine. »Es war falsch und das wissen sie. Darum machen sie es doch.«

Aber Matteo meinte nicht die Kinder.

»Wie stehe ich jetzt da?«

Er meinte Philine.

»Besser, als wenn ich nichts getan hätte! Sei froh, dass du überhaupt noch stehst.« Matteo schwieg, nicht, weil er, wie so oft, nicht wusste, was er sagen sollte. »Wenn du alles mit dir

machen lässt«, sagte Philine nun ungewohnt ernsthaft – denn es war ihr ernst –, »werden sie alles mit dir machen. Du musst lernen, dich zu wehren.«

»Ich habe«, sagte Matteo, »nicht den Mut, den du hast.«

»Welchen Mut«, fragte Philine, »wie meinst du das?« Und, als sie verstand: »Du hast etwas anderes.« Sie nahm wieder seine Hand. »Du hast mich.« Matteo fand das gar nicht lustig.

»Lass uns zum Horizont laufen«, schlug Philine vor, sie liefen am Abwasserkanal entlang, der so beschwingt vor sich hin plätscherte, wie es Philine in dem Moment zumute war, als sie, erfüllt vom Stolz des Großgrundbesitzers, dem Freund die unbenannten Orte zeigte. Sie waren eine Weile gelaufen – der Weg zum Horizont ist weit –, als sie eine Wiese erreichten, so groß, dass man nicht sagen konnte, wo sie aufhörte und wo etwas anderes begann. Es war dunkel geworden und von den umstehenden Bäumen erkannte man nur noch die Silhouetten.

»Wie gefällt es dir?«, fragte Philine.

»Hier ist nichts«, sagte Matteo.

»Doch«, sagte Philine. »Viel Platz.«

Und weil die Gegend keinen Namen hatte, weil ihnen dieser Ort so vorkam, weil er eines war, nannten sie ihn: das Paradies. Von nun an waren sie öfter dort.

Wie in Paradiesen üblich, wurden auch in diesem, pünktlich mit Herbstbeginn, die Äpfel reif, und eines Tages beschlossen Matteo, Fina und Philine, dass es nun soweit sei – Erntezeit. Als sie bei den Bäumen ankamen, war jedoch etwas anders als sonst. Ein Zaun. Und ein Schild: Eltern haften für ihre Kinder – umso besser, dann brauchen sich die Kinder keine Sorgen zu machen. »Wir klettern darüber«, entschied Philine, »Matteo, hilf mir.« Und Matteo half ihr. »Und hilf Fina.« Leider gehörte Matteo nicht zu den Stärksten. Fina gehörte zwar zu den Kräftigsten, aber nicht zu den Geschicktesten. Als sie es, mit vereinten Kräften, alle drei über den Zaun geschafft hatten, einigte man sich darauf, dass Fina die Äpfel aufsammeln sollte, die Matteo und Philine nach unten warfen. Sie kamen gut voran und hatten bald einiges zusammen. Bis Matteo, anstatt ihn nach unten zu werfen, einen Apfel an seinem T-Shirt sauber wischte und ihn Philine

gab. Sie sah ihn fragend an. »Der ist für dich«, sagte Matteo. »Weil er so schön ist.« Philine betrachtete den Apfel. Und dann sagte Matteo etwas, das er nie zuvor gesagt hatte und wofür er all seinen Mut brauchte. Vor Schreck fiel Philine der Apfel aus der Hand. Jemand griff danach. Hob ihn auf. Kam näher. Ein Mann, der sich für die Kinder auf den Bäumen interessierte und mehr noch, für das, was sie da trieben.

»Wir genießen die Aussicht«, sagte Philine. Und die Äpfel, aber das verschwieg sie. Es handle sich um Privateigentum, erklärte der Mann, und das, was sie da machten, nenne man Hausfriedensbruch. Er kam einen Schritt näher.

»Ist es nicht eher Diebstahl?«, fragte Philine.

»In Tateinheit«, sagte der Mann und kam einen Schritt zu nah.

Sie konnten schnell laufen, und das sollte man auch können, wenn man hier bestehen will. Man sollte sich nicht einschüchtern lassen. Man sollte wissen, wann es Zeit ist, sich zurückzuziehen. Man sollte ein paar schlimme Wörter kennen und den kürzesten Weg nach Hause. Man sollte einen Stock zu einem Bogen biegen können und die Wahrheit an den Stellen, wo sie es besonders nötig hat. All das kannte Philine, all das konnte sie. Man sollte schnell laufen können und das konnte Philine am allerbesten. Wenn man das konnte, dann war man gewappnet für ein Leben im Viertel, dann konnte man es zu etwas bringen in dieser Welt. Es war die beste Schule, die man sich wünschen konnte, sie hatte Philine perfekt vorbereitet auf alles, was da kommen würde, vorbereitet auf ein Leben – das nie kam.

Als sie um die Ecke bog, sah Philine gerade noch, wie der Papamarco auf sein Fahrrad stieg. Es war Sonntag. Sonntags ging die Mutter arbeiten. Philine ging in den Zoo. Der Papamarco hatte lange gewartet. »Warte«, rief Philine, »warte mal.« Sie lief ihm ein Stück hinterher, obwohl es zwecklos war, weil sie zwar sehr schnell rennen konnte, aber doch nicht schnell genug. Auch von ihren Freunden war nichts zu sehen. Philine hatte sich nicht einmal nach ihnen umgedreht.

Im Treppenhaus traf sie den Exhibitionisten.

»Was ist?«, fragte der Exhibitionist.

»Wollten Sie mir nicht etwas zeigen?«

Der Exhibitionist schüttelte den Kopf.

»Ich will es sehen«, sagte Philine. »Jetzt.«

Der Exhibitionist stand auf und ging davon. »Was ist das eigentlich«, rief Philine ihm nach, »ein Exhibitionist?«

Der Exhibitionist zeigte allen, was er hatte. Aber keiner wollte es sehen. Und er zeigte allen, was er nicht hatte. Was ihm fehlte. Aber keiner konnte es sehen. Und so konnte niemand sehen, was er allen zeigen wollte: wie schön er war. Seine schöne Seele. Und er ging weiter und lachte, dass es durch das ganze Haus schallte, dass die Wände wackelten, es waren Wände aus Pappe.

* * *

»Was für ein schöner Garten.«

Er wächst und gedeiht.

»Sogar ein Apfelbaum.«

Bald ist Erntezeit.

»Und erst das Haus.«

Es gibt oben und unten darin.

»Wie geht es eigentlich Philine?«

Und ganz unten, da wohne ich. Zusammen mit Asseln, Schaben und dem restlichen Gemüse. In einer Ecke meines Zimmers die Instrumente, die ich nicht spielen kann. In der anderen ein Regal voller Bücher, die ich geschenkt bekommen, gelesen und wieder ins Regal gestellt habe. Einmal las ich von einem, der sich über Nacht in eine Art Käfer verwandelt hat. Warum passiert so etwas immer nur den anderen, warum nie mir?

»Sie schläft.«

»Um diese Zeit?«

»Nachts ist sie wach.«

»Eine Phase. Das vergeht.«

»Ja, aber wie lange dauert so eine Phase? Ich meine: Wie viele Jahre?«

»Man müsste einen Experten fragen.«

»Soll ich meinen Sohn anrufen?«

Sie lachen. Ich stehe auf, schließe das Fenster. Ein schöner Tag. Windstill und warm. Wenn ich ein Käfer wäre, ich würde nicht in meinem Zimmer bleiben. Ich würde nachschauen, ob ich Flügel hätte, und wenn da welche wären, müsste ich nicht lange überlegen. Der Weg aus dem Haus führt durch die Garage.

Das Dorf zieht sich durch die Ebene wie ein langes, erschöpftes Ausatmen. Wie ein langer Seufzer. Rasen, Straße, Rasen, Straße. Auf dem Rasen: Häuser. Auf der Straße: Raser. An der Seite: Bäume. Dazwischen: Zäune. An den Zäunen Schilder: Vorsicht, frei laufender Hund!

Und am nächsten: Vorsicht, bissiger Hund!

Und am nächsten: Zu verkaufen. Es wird wohl noch eine Weile dauern.

Wir wohnen weit weg. Im Sommer vom Meer. Im Winter von den Bergen. Wir haben ein paar Hügel als Ersatz. Und einen See, früher: ein Tagebau, heute: sumpfiges Wasser, Warnhinweise. Ich nenne ihn Loch Trübnis. Drei Straßen bilden die Hauptverkehrsadern. Lindenstraße, Schulstraße, Poststraße, und während ich durch diese Straßen laufe, frage ich mich: wo sind die Linden? Wo ist die Schule? Wo die Post? Straße des Friedens. Sie führt aus dem Dorf hinaus, in die kleine Stadt, wo die Schule ist, die Post, und irgendwo, vielleicht, bestimmt, ein paar Linden. Ich nenne sie: Fernwehstraße.

Es gibt eine Autobahn, an manchen Abenden trägt der Wind ihre Geräusche bis zu uns. Ab und zu gibt es einen Unfall, dann erwähnen sie den Ort im Radio. Einmal ist ein LKW umgekippt, der Gülle geladen hatte. Unfallursache, laut Polizeibericht: Aufschaukeln der Gülle. Es roch eine Zeit lang etwas strenger als sonst. Sonst liegt nur ein Hauch von Erbrochenem in der Luft, das kommt vom Silo. Besucher fragen uns, ob das normal ist. Was normal ist, weiß ich nicht. Hier schon, sage ich.

Es gibt einen Bahnhof. Schienen führen am Bahnhof vorbei, sie enden ein paar Meter weiter im hohen Gras. Im Gleisbett dösen Eidechsen. In der Luft kreisen Greifvögel. Den Eidechsen macht es nichts aus, sie haben einen Schwanz, den sie im Notfall einfach abwerfen. Der Schwanz wackelt noch eine Weile, die Vögel sind abgelenkt und die Eidechsen längst verschwunden. Der Schwanz wächst nach.

Es gibt einen Aussichtsturm, für die Touristen. Es gibt keine Touristen. Es ist verboten, den Turm zu betreten. Es gibt Vorkehrungen, damit niemand auf den Turm geht. Könnte sein, dass man den Halt verliert. Könnte sein, dass man hinunterfällt. Die Vorkehrungen sind leicht zu übersehen. Und noch leichter zu umgehen. Die Aussicht ist gut.

Von oben ist der Ort unsichtbar. Dicke, wohlgenährte Wolken versperren zuverlässig die Sicht. Als ob es das Dorf überhaupt nicht gäbe. Irgendwer hat sich einen Scherz erlaubt. Gott hat nur kurz weggeschaut. Er hat fünf Minuten Pause gemacht und schon liefen die Dinge aus dem Ruder. Oder waren's fünfzig Jahre? Gott ist da nicht kleinlich, für ihn macht das kaum einen

Unterschied, ein Zwinkern vielleicht, einen Augenblick. Er sieht alles – bis auf uns. Wir sind sein blinder Fleck. Und darum dürfen wir jetzt machen, was wir wollen. Bekommt ohnehin keiner mit. Wenn uns nur etwas einfallen würde.

Die Hunde liegen in den Höfen wie tot. Sie haben sich ein dickes Fell wachsen lassen, durch das die Fliegen krabbeln. Aus den Augenwinkeln beobachten sie die Katzen, denen sie schon lange nicht mehr nachjagen. Das hat die Katzen selbstbewusst gemacht. Obwohl sie keinen Grund dazu haben, sie sehen alle gleich aus, schwarzbraun bis – auch wenn sie das nicht gerne hören – mausgrau. Es gibt so viele. Keine einzige ist meine.

Das Dorf besteht aus zwei Dörfern: Ober- und Unterdorf. Im Unterdorf wohnen die, die nie umgezogen sind, die ihr ganzes Leben in den alten Gemäuern ausgeharrt haben, gegen deren Verfall sie seit Jahren kämpfen oder vor Jahren zu kämpfen aufgehört haben. Nur von außen sehen die Häuser aus wie Häuser. Das Geld reicht bloß für eine Seite. Die Vorhänge sind zugezogen, die Fenster gekippt, die Fernseher laufen, ich höre alles mit: die Nachrichten, den Sport, den Wetterbericht. Die Liebe, den Streit, das Schweigen danach. Im Oberdorf wohnen die Neuen in schlüsselfertigen Eigenheimen mit mediterranem Flair, ein bis zwei Kinder, zwei bis drei Autos, weiß lackierte Gartenzäune, französische Bulldoggen, englischer Rasen, japanischer Garten, über Geld spricht man nicht. Man hat es, und man zeigt, was man hat. Die Kinder haben schöne Namen. Die ganze Welt liegt ihnen zu Füßen. Sie verbringen viel Zeit in ihren Zimmern. Schöne Zimmer, schön wie die Namen der Kinder. Die Leute aus dem Unterdorf begrüßen die Busfahrer per Handschlag und zahlen passend. Die Leute aus dem Oberdorf fahren nicht mit dem Bus. Die Leute von unten mögen die Leute von oben nicht. Die Leute von oben mögen die Leute von unten nicht. Fremde mögen beide nicht. Ich mag weder die einen, noch die anderen, wofür weder die einen, noch die anderen etwas können. Ich wäre einfach lieber in der Stadt geblieben.

Am Anfang fand ich, dass die Leute im Dorf seltsam sind. Inzwischen weiß ich, dass das stimmt. An der Bushaltestelle im

Unterdorf sitzen sie und warten. Es ist später Nachmittag, der letzte Bus fuhr vor einer Stunde. Ich laufe vorbei, sie beobachten mich wie ein Naturereignis. Grüß doch mal, ruft einer von ihnen. Zu den anderen sagt er: das ist die, die nie grüßt. Hier kennt man sich. Hier grüßt man.

»Wie heißt du denn?«

Ich sage einen Namen, der mir gut gefällt.

»Was ist das denn für ein komischer Name?«

»Meinen Eltern gefällt er«, antworte ich. »Er bedeutet: Die-nicht-spricht.«

»Warum nicht gleich Halt-die-Klappe?«

»Muss ich meine Eltern fragen.«

Ich gehe weiter. Die-nicht-spricht hat etwas an sich, einen Zug um den Mund, einen Zug in ihrem Charakter, etwas leicht Spöttisches; Schüchternheit, die mit Hochnäsigkeit verwechselt werden könnte, Hochnäsigkeit im Gewand der Schüchternheit, und, vor allem: sie spricht nicht.

»Auf Wiedersehen! Hörst du? Und gib Bescheid, was sie gesagt haben.«

Ich bin die Fernwehstraße fast bis zum Ende gelaufen. Am Staubweg bin ich abgebogen und musste husten. Es ist Sommer, die Wolken türmen sich und sind schön wie nie, aber es regnet nicht. Es stiebt. Vom Staubweg geht ein kleiner Weg ab, das ist der Abweg. Sackgasse ohne Wendemöglichkeit, was zu waghalsigen Manövern vor unserem Gartentor führt. Der Abweg wiederum führt an den Abgrund, und da steht das Haus. Das Haus ist kein Haus. Es ist ein Palast. Zu groß für zwei. Gerade groß genug für die zwei, die hier wohnen: die liederliche Prinzessin und ihre Mutter, die das Haus in Ordnung hält. Ich und Vivi. Vivi putzt nicht nur, sie kocht auch noch. Vivi kocht, was Prinzessinnen verlangen. Exquisites Zeug aus der großen, weiten Welt. Beziehungsweise aus der Großen-weiten-Welt-Abteilung in den Arkaden, was ungefähr auf dasselbe hinausläuft. Opulente Menüs, nicht für sich, nein! Natürlich nicht, natürlich nur für die Prinzessin, die, wie unter Prinzessinnen üblich, nichts oder nicht genug oder nur nachts, heimlich, auf den kalten Fliesen vor dem Kühlschrank, isst. Manchmal speist sie außer Haus, Pommes mit Ketchup und Mayonnaise oder

Croissants mit Nougatfüllung, die sie in Vanillepudding taucht. Es behaupte niemand, die Prinzessin verstehe nichts von Genuss. Nur heimlich muss er sein und selten.

Hinter dem Haus enden alle Straßen, alle Wege. Dann beginnt etwas anderes. Etwas Großes, Schönes, das sich nur schwer beschreiben lässt. Wohin sich keiner traut. Wo alles sein darf, wie es ist. Wildnis. Dort ist es still, so still, dass man bei jedem Geräusch erschrickt: ein Flügelschlag, ein fallendes Blatt, eine Wolke, die sich vor die Sonne schiebt.

Wir haben prächtige Wolken. Trächtige Wolken, regenschwanger. Die Niederkunft erfolgt mit Blitz und Donner. Manchmal regnet es tagelang. Besonders im Sommer, daran lässt er sich leicht erkennen. Ab und zu gibt es eine Überschwemmung, dann zeigen sie den Ort in den Nachrichten. Leute aus der Stadt rufen an und sagen: macht mal den Fernseher an! Ja, und? Bei euch ist Hochwasser! Ja, sage ich, ich weiß. Im Unterdorf ist man daran gewöhnt und vom Oberdorf hat man die beste Sicht. Die Gummistiefel sind eine Weile ausverkauft und der Sand wird knapp. Es ist eine gute Gegend für Regen. Wir haben die Zeit dafür. Wir haben die überdachten Terrassen, die bequemen Liegestühle und die langen, freien Nachmittage. Wir haben das Geräusch der Grillen. Wir haben die Augen zum Schauen, die Hand zum Fühlen und den Sinn. Muss man erst mal haben. Muss man erst mal können, so in den Regen zu sehen. Wenn man es einmal kann, kann man nicht mehr damit aufhören. Durch die Hecke beobachte ich Vivi, wie sie zwischen Küche, Wohnzimmer und Garten umherfliegt, wieselflink und bester Laune, gleich wird das Lamento angestimmt, ihr Lieblingsgesang, ein vielstimmiger Kanon, der einem Tränen in die Augen treibt, von denen sich nicht sicher sagen lässt, ob es Tränen des Mitgefühls oder der Verzweiflung sind angesichts des zu erwartenden, mäßig unterhaltsamen Schauspiels. Hübsch sieht sie aus, sehr hübsch im knielangen schwarzen Kleid, das ihre Figur umspielt, ihrer zierlichen Erscheinung schmeichelt, sie wird gelobt und beneidet, mit einem Lächeln nimmt Vivi zur Kenntnis, mit einem Lächeln wehrt sie ab, es sind die Gene, einzig und allein die guten Gene, sie hat wohl einfach Glück gehabt. Das Glück ist

brüchig, es beruht auf Entbehrung und Verzicht, die Schönheit eine vergängliche Gabe, inzwischen ist sie zu einer Aufgabe geworden, zu einer Last, einem Leid, und wenn man genauer hinsieht, wenn man näher herangeht, erkennt man den Aufwand, die Arbeit, die Fältchen um den Mund. Jeder, der Vivi besser kennt, weiß, dass sie nur deshalb so gerne kocht, für andere, nicht für sich, weil es ihr die Lust am Essen nimmt, dass sie gerne über das Essen spricht und nur sehr wenig isst. Mit Häppchen und Vermutungen versüßt man sich den Nachmittag, mit süßen Versuchungen bekämpft man die Widerstandskraft, vermehrt die handelsüblichen Meinungen um ein paar weitere, der Holunderblütenschaumwein trägt das Seine zur heiter-gelösten Stimmung bei. Die Gerüchteküche ist angeheizt, die Firma des einen, der älteste Sohn einer anderen, die Krankheit, deren Namen man kaum auszusprechen wagt, nie geraucht, Sport gemacht und dann so etwas! Das Leben ist ungerecht, wie gut es uns geht, noch. Halbwahrheiten, appetitlich angerichtet, schmackhaft serviert, was macht die Kunst, wie stehen die Aktien, wie laufen die Geschäfte? Vivi sagt: »Ich kann nicht klagen.«

»Warum tust du das überhaupt? Verdient Eric nicht genug? Oder willst du dich etwa von ihm lossagen?«

Sie lachen. Vivis Freundinnen, die sich hervorragend als Testpublikum für ihr selbst gebackenes Teegebäck eignen, das sie zum First flush Darjeeling reicht. Mit ihnen ist Vivi aufgewachsen, mit ihnen ist sie morgens zur Schule gegangen und abends um die Häuser gezogen, mit ihnen hat sie ihre Jugend verbracht und den ersten Unsinn verzapft. Dann hat sie André kennengelernt. André hat den Ort gehasst, er hat Vivi weggelockt von dort, in die große Stadt, wo ihn wieder nichts hielt, auch Vivi nicht. Nach und nach hat Vivi alles entfernt, was sie an André erinnerte, und so blieb nicht viel von ihm. Nur ein Schmerz, der zu Hass geworden war, der sich als Missachtung tarnt. Und ich, die sich nicht tarnen kann.

»Diese Figur hier – wie viel willst du dafür?«

Vivi winkt ab. Die Figur wird nicht verkauft. Passt doch gar nicht ins Sortiment.

»Aber bei mir auf den Kaminsims!«

»Du musst Philine fragen. Sie hat die Figur gemacht. In der Therapie. Rechne nicht mit einer Antwort.«

»Ist sie schon wach?«

Vivi schenkt Sekt nach.